



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Insel Wanger-Oge. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

desto größer; es ist groß durch seinen evangelischen Geist. — So schließt Mufston sein Werk: L'Israël des Alpes etc.

Seitdem Religionsfreiheit herrscht, breitet sich der Protestantismus in Sardinien immer mehr aus und auch in dem Theil der Lombardei, welcher im letzten Frieden diesem zugefallen ist, wird das überall der Fall sein und so auch überall der finstere, mittelalterliche Geist der Verfolgung gebannt werden, welcher von Rom ausgeht; der Geist der Zeit ist mächtiger als er.

Schr.

Die Insel Wanger-Oge.

1.

Von den Ufern Hollands bis zur Mündung der Weser zieht sich in bogenförmiger Linie, immer in gleicher Entfernung von der Küste, eine Kette von Inseln hin, die meist dem Königreich der Niederlande und Ostfriesland, also Hannover, angehören. Den ostfriesischen Inseln, welche die Namen Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Wanger-Oge und Spiker-Oge führen, schließt sich östlich die oldenburgische Insel Wanger-Oge an. Weiter ins Meer hinausgerückt folgt dann der rothe Felsen von Helgoland, der vor den Mündungen der Weser und Elbe Wache hält. Diese Inseln und Eilande scheinen von der Natur wie Schanzen aufgeworfen, um den wilden Sturm- lauf des Oceans zu brechen, und wirklich leisten sie, im Verein mit den am Küstensaum erbauten Deichen, nicht geringe Hilfe. Gleichwol wird die Abwehr derselben oft genug vor der Gewalt der Nordweststürme zu Schanden. Ein Blick auf die Karte zeigt die furchtbarsten Einbrüche des Meeres in das Land, die aus einer uns noch zugänglichen Zeit stammen: die Zuyder-Zee in Holland, den Dollart in Ostfriesland und den Jahdebusen im Herzogthum Oldenburg. Von Jahr zu Jahr verlieren die genannten Inseln an Widerstandskraft, und jene äußersten Bollwerke des Festlandes schwinden sämmtlich, langsamer oder schneller, dahin. So bleibt uns Deutschen wenigstens der leidige Trost, daß unsere den Briten zugefallene Insel Helgoland auch diesen nicht verbleiben, sondern unter der Hand eines höhern Herrn zerbrechen wird, um dann niemandem mehr anzugehören.

Erwägt man die Lage dieser Inseln und ihre seit Menschengedenken fortgesetzte Zerbröckelung, so liegt der Gedanke nahe, daß sie zu einer Zeit, von der wir keine Kunde haben, einen Theil des Festlandes bildeten, und also nichts als Küstentrümmer der nordwestdeutschen Ebene sind — verlorene Posten,

deren Erhaltung man aufgegeben hat, weil die ungeheuern Kosten einer hinreichenden Bedeckung in keinem Verhältniß zu dem Gewinn der unfruchtbaren Eilande ständen. Wäre die Anhänglichkeit der Menschen an den Boden, auf dem sie geboren wurden, nicht so groß; verlöre die Gefahr, die uns täglich bedroht, nicht einen guten Theil von ihrem Schrecken: diese Nordseeinsulaner würden sich längst nach dem sichern Festland übergesiedelt haben; aber gleich den Bewohnern der Bergabhänge des Vesuv und Aetna, trogen sie leichtsinnig dem Verderben, und lachen über das Schwert des Damokles, das am dünnen Haar über ihrem Haupte schwebt. Jene Südländer halten wenigstens Wohnsitze von außerordentlicher Fruchtbarkeit und Schönheit fest, während im Gegentheil diese Friesen mit dem Ocean um Sandinseln ringen, die kaum dürftiger gedacht werden können. Schritt vor Schritt weichen sie der aus Westen andringenden Gefahr, und wenn Neptun mit gewaltigem Dreizack ihre dürftigen Aecker und Wohnungen zerreißt und zerschmettert: richten sie weiter ostwärts ihre Hütte und, wenn es sein muß, ihr Kirchlein auf und pflanzen ihre Kartoffeln, welche nebst Fischen und andern Seethieren ihre Nahrung bilden.

Auf den kleinern friesischen Inseln im Westen Schleswigs, den sogenannten Halligen, findet ein ähnlicher Kampf trotzigkühner Menschen mit den wilden Elementen Statt, welcher um so furchtbarer ist, als diese Eilande, deren Zahl jetzt etwa noch sechzehn beträgt, nur von wenigen Familien bewohnt werden, so daß an eine größere, gemeinsame Abwehr gegen das Meer nicht gedacht werden kann. Der einzige Schutz dieser armen Menschen, welche nichts als ein paar Schafe besitzen, die sich von hartem Schilfgras nähren, besteht in aufgeschütteten Erdhügeln von zwanzig Fuß Höhe, Warften genannt. Darauf erbauen sie, wie dies auch in den Marschgegenden des Festlandes geschieht, ihre Wohnungen. Jede höhere Flut überdeckt die Eilande bis zu den Warften; dann sind in dem weiten Ocean nur noch diese Punkte wasserfrei — hier und dort eine Hand voll Erde mit einem Gebäude darauf, in welchem Menschenherzen schlagen: Greise, Weiber, Kinder, vor deren Schwelle der unerbittliche Tod lauert, indeß vielleicht der Herr des Hauses auswärtts auf einer Seefahrt begriffen ist. Hat eine gewöhnliche starke Flut die Höhe von zwanzig Fuß, so kann die Springflut, wenn sie vom Nordwest gepeitscht wird, doppelt so hoch anlaufen. Von Angst erfüllt flüchten die Bewohner mit ihren Schafen unter das Dach; aber wie fest auch das Haus eingerammt sein mag, nicht immer ist es im Stande, den anstürzenden Wasserbergen zu widerstehn. Die Balken werden losgespült und neigen sich; die Bogen, welche durch die zertrümmerten Läden und Fenster in die Wohnung gebrochen sind, zerreißen, immer höher steigend, auch das Dach, und Menschen und Vieh sinken in das weite Grab der Wassermüste.

Da der männliche Theil der Nordseeinsulaner fast nur aus Schiffen be-

steht, so lernen sie früh den Gefahren des Meeres die Stirn bieten. Ihren von den Vätern angestammten Sitz aufzugeben, weil derselbe leicht eine Beute des Meeres werden könnte, liegt diesen tapfern Herzen ebenso fern, als ihr Schiff zu verlassen, weil sie damit scheitern könnten. Nur die Sorge um Familie und Habe, welche dem Wohnsitz anvertraut bleiben, macht einen Unterschied; aber auch der Verlust von theuern Menschen und Glücksgütern fällt bei dem Seemann nicht so schwer ins Gewicht. Wie der Soldat, ist er ein Sohn der blinden Göttin Fortuna, an jähe Glückswechsel jeder Art gewöhnt. Heute schlägt ihm der Sturm einen Bruder, morgen einen Sohn von dem Deck seines Schiffes weg; aber fest bleibt er am Steuer und würgt den Schmerz in die Brust hinab. „Menschen sind sterblich, pflegt er zu sagen, und ob einer, der nichts mehr spürt, von Würmern oder von Fischen gebissen wird, läuft auf eins hinaus. Wenigstens ist der nasse Tod ein gesunder Tod, und wir werden ebenso schnell als billig besorgt.“

Wanger-Oge ist abzuleiten von dem altfriesischen Stamm der Wangrier, deren Gebiet im Westen des Jahdebusens lag und jetzt ein Theil der oldenburgischen Herrschaft Fever ist. Ich besuchte die Insel im Sommer 1844 mit meiner Familie und verweilte daselbst sechs Wochen. Da es klares Wetter war, konnten wir sie schon von dem gegenüberliegenden Festland recht wohl sehen. Obschon sie keine malerischen Formen hat, nahm sie sich doch mit ihrer hochaufliegenden Kirche, mit dem runden Leuchtturm und den Salinegebäuden, wo Salz aus Seewasser gewonnen wurde, stattlich genug aus. — Im hellsten Sonnenschein soll sie einer Schneelandschaft, bei dunklem Wetter einem Walde gleichen.

Oft erscheint die Insel seltsam in die Luft gehoben — updragt (aufgetragen) — wie es im Plattdeutschen heißt; es gehört das zu den Zauberwerken der Fee Morgana, die bekanntlich in Afrikas Sandebenen besonders thätig ist. Diese Erscheinung, die mit einem guten deutschen Wort Kimmung heißt, erklärt sich durch die dickere Luftschicht auf der See und dem flachen Strande, erzeugt durch das in der Sonne verdampfende Meerwasser. Ich habe sie wiederholt zur Abendzeit im Kleinen auf der Insel beobachtet. Vögel, die auf dem Wasser schwammen oder auf den Sandbänken saßen, schwammen oder saßen, so schien es, wunderbar groß in der Luft. Personen, die in der Ferne vor mir herschritten, gingen wie auf Stelzen, und nahmen sich mit ihren Riesenbeinen phantastisch genug aus. Helgoland, das gewöhnlich, auch beim hellsten Wetter, wegen zu großer Entfernung nicht gesehen wird, steigt, wenn der Zauberstab der Fata Morgana winkt, bisweilen hinter dem Horizont hervor und wird dann von dem „Auge der Wangrier“ gesehen.

Regelmäßige Reisegelegenheiten nach Wanger-Oge gab es damals zweierlei: entweder mit den Dampfschiffen, die von Bremen aus die drei Bade-

inseln Helgoland, Wanger-Oge und Norderney während der heißen Monate besuchten, oder mit dem Fährschiff, das in dieser Zeit täglich von dem Festland kam, und zugleich die Briefe nebst vielen andern Dingen besorgte. Mit ihm pflegten besonders die Oldenburger und die Ostfriesen die Ueberfahrt zu machen, und auch wir benutzten diese Gelegenheit. Wir waren sehr früh von Fever aufgebrochen, um zur rechten Zeit an der Friedrichschleuse bei Karolinen-Siel in Ostfriesenland, von wo die Abfahrt mit der Flutzeit Statt findet, anzulangen, und hatten zu Wagen das üppige Marschland auf den glatten, schmalen Kleistrafen, welche der Sieltiefen wegen oft wunderliche Zickzacklinien beschreiben, bis zur „goldenen Linie“ — so heißt der Küstenpunkt bei der Friedrichschleuse — durchschnitten. Dörfer, Kirchen, Häusergruppen, von Eschen, Linden, Erlen, Weiden oder Obstbäumen umgeben, stattliche Windmühlen nach holländischer Art gaben der Landschaft ein weit bewegteres Leben, als wir es auf früheren Ausflügen in der kahlen butjadinger Marsch gefunden hatten. Felder mit Bohnen, welche Frucht als Sklavenspeise nach Amerika geht, mit dem herrlichsten Getreide und goldenem Raps von erstaunlicher Höhe wechselten fortwährend mit der üppiggrünen, blumengestickten, von zahllosem Vieh bedeckten Weide. Hier und da erhob sich eine schwarz und weißgefleckte Kuh langsam von dem weichen Lager und schüttelte den Thau der Nacht von dem breiten Rücken. Schmucke Landmädchen traten mit blankgeschuerten Eimern, die an einem Tragholz, wie die Schalen einer Wage, von ihren Schultern niederschwebten, und deren breite Messingreife von weiter in der Morgensonne glänzten, aus den stattlichen Häusern, um das Vieh zu melken.

Wir kamen über Alt-Garms-Siel, wo vor zweihundert Jahren ein von Seeschiffen häufig besuchter Hafen war, das aber jetzt drei Viertelstunden von der Küste entfernt liegt. Dies erklärt sich aus dem Verfahren, daß man dem Gebiete des Meers einen Streif nach dem andern entreißt, indem man die „Groden“, d. h. das Land jenseits des Deichs, durch neue Deiche einhegt. Auf diese Weise setzt sich Ring an Ring, und während die Inseln von Jahr zu Jahr schwinden, wächst das Festland in das Meer hinaus, und man erobert das, was die See jählings in großen Stürmen an sich gerissen, langsam wieder zurück. Die Entfernung von der Friedrichschleuse bis Wanger-Oge mag anderthalb Meilen betragen. Bei recht gutem Winde ist dieser Weg mit dem Fährschiff bald zurückgelegt; in der Regel dauert es aber einen halben Tag, weil die Fahrt durch den langen Kanal, der von der Schleuse in das Meer führt, und das Laviren auf der See viele Zeit kostet. Ist Aeolus übelgelaunt, so kann es auch wol einen ganzen Tag dauern. Das ist dann, im Anblick der nahen und doch unerreichbaren Insel, eine große Prüfung der Geduld, verbunden mit einem gründlichen Studium der Seekrankheit. Die Fährleute,

um die wahrscheinliche Dauer der Fahrt befragt, geben, auch beim günstigsten Wetter, keine entschiedene Antwort, weil ein schnelles Umsetzen des Windes nur allzuhäufig ist. Es war ein schöner, sonniger und doch nicht heißer Tag, als wir den Kanal hinab dem Meer und der Insel entgegenfuhren. Auf den Ufern rechts und links, welche, immer weiter auseinandergehend, sich wie grüne Zungen in die See erstreckten, weideten die schönsten Rinder und Schafe; junge Pferde galoppirten mit flatternden Mähnen an dem äußersten Rande des Grodens im tiefen Gras, indem sie uns ein fröhliches guten Tag! guten Tag! zuwieherten. Allmählig rückten die Landspitzen immer ferner; das Vieh nahm sich nur noch wie weiße und schwarze Flecken im Grünen aus. Silberweiße Seeschwalben umschwärmten in zackigem Fluge mit dem schrillen Rufe kriäh! kriäh! unser Schiff, tauchten spielend die Flügelspitzen und die rothen Füßchen ins Wasser und haschten, unserer Wellenspur folgend, kleine Fische. Hier und da sah das naßglänzende Haupt eines Seehunds oder der schwarze Rücken eines Delphins aus den Wellen hervor. Sieh, jetzt schnellst er sich empor, und der weiße Bauch glänzt in der Sonne. Arion, du mußt ein guter Reiter gewesen sein, wenn du auf diesem tollen Springer die Meerflut durchschnitten hast. In großem Zickzack rückten wir — denn der Schiffer mußte den Wind von der Seite fassen — der Insel immer näher, deren Formen sich allmählig deutlicher entwickelten. Jetzt konnten wir die Hauptspitze des hohen Kirchturms von den kleineren Spitzen, welche sie umstehen, unterscheiden. Man zeigte uns den Wagen des Bogts, der am Ufer hielt, um uns aus dem Schiffe, das nicht völlig landen konnte, abzuholen. Bis an die Achsen fuhr er ins Meer hinein und nahm uns auf, indes Badegäste und Insulaner in neugierigen Gruppen sich sammelten. So kamen wir zu Wagen, und nicht zu Schiffe, auf Wanger-Oge an.

Das Meer zwischen dem Festland und unserer Insel ist im Ganzen nur leicht und zeigt nicht leicht hohe Wellen; erst auf der Nordseite Wanger-Oges tritt uns Neptun in voller Größe und Majestät entgegen. Zur Ebbezeit wird jene Strecke großentheils wasserfrei. Auch ist es bekannt, daß Graf Anton Günther von Oldenburg, der berühmte Pferdezüchter, über das „Watt“ — so heißt mit einem friesischen Worte das ganze Ufergebiet, welches nur während der Flut unter Wasser steht — wiederholt von Zeerland nach Wanger-Oge geritten ist. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts — hat man mir erzählt — gingen Wagen nach der Insel; ja, die Wanger-Oger sollen noch jetzt Wege kennen, um zu Fuß hinüber und herüber zu gelangen — trotz der Einschnitte, welche das Meer seitdem in das Watt gegraben hat.

Nach Norderney fahren die Badegäste den ganzen Sommer hindurch vom Festland während der Ebbe im Wagen.

Das Watt bei Wanger-Oge besteht größtentheils aus Sandbänken; doch findet man auch ganze Strecken, wo der Klei, d. h. die fette Marscherde, noch bloß liegt — ein Beweis, daß hier vor Zeiten Marschboden und Festland war, welches die Stürme abgeschält und stückweise abgeschlagen haben. Auch bedienen sich die Insulaner dieses Kleis statt des Lehms, und füllen damit das Fachwerk ihrer Hütten. Um die Ebbezeit wachsen Inseln und Küsten weit ins Meer hinaus; mit der Flut schrumpfen sie plötzlich zusammen. So ist auch Wanger-Oge während der Ebbe ringsum von einem ungeheuren Wattgebiet umgeben, und man kann auf den schnell trocknenden Sandbänken weit hinaus der zurückgezogenen See entgegengehen und die reiche Pflanzen- und Thierwelt in dem bloßgelegten Meeresschoß durchforschen. Aber wehe dem Wanderer, der seine Zeit nicht bemißt und von der Flut sich überraschen läßt! Siehst du dort den dunklen Streif am Horizont, der immer näher kommt und immer höher steigt? Die weißen Wellenhäupter überstürzen sich, als wollten sie dich ergreifen. Du fliehst nach dem Lande; aber eine tiefere Stelle des Watts, welche du vorher noch durchschreiten mußt, hat plötzlich von der Seite Wasser bekommen. Wasser vor dir, Wasser hinter dir; du siehst den Tod vor deinen Augen. In solch peinlicher Klemme ist ein Bekannter von mir gewesen, und nur die rasche Hilfe einiger Insulaner, die glücklicherweise zur Hand waren, entriß ihn mitten durch Flut und Wogengebraus dem nahen Verderben.

In alten Zeiten war Wanger-Oge eine beträchtliche Insel und hatte eine sichere, von vielen fremden Schiffen besuchte Bucht. Zwei Kirchen erhoben sich, die eine im Norden, die andere im Westen der Insel. Aber die Stürme aus Nordwest fegten immer mehr Land hinweg; die fruchtbarsten Strecken fielen der See anheim; auch die Kirche im Norden wurde eine Beute des wilden Elements. Die im Westen folgte ihr später nach unter der Regierung des Fräuleins Maria, jener in Jeveerland noch vielgenannten Erbtöchter aus dem Hause des friesischen Häuptlings Edo Wimmeke, welche vor ungefähr dreihundert Jahren ihre Herrschaft Jeve mit der dazu gehörigen Insel Wanger-Oge den Grafen von Oldenburg vermachte. Hört man von diesen untergegangenen Kirchen, so erinnert man sich der uralten, in die Ostsee gesunkenen Stadt Vineta auf Usedom, von welcher die Sage geht, daß ihre Glocken noch im Meere läuten. Infolge der erwähnten Verheerungen brachen die Wanger-Oger ihre Wohnungen ab, insoweit die See nicht bereits diese Arbeit für sie übernommen hatte, und bauten sich weiter südostwärts an. Noch vor wenigen Jahrzehnten sah man Spuren von alten Häusern und Brunnen; aus dem halbzerissenen Kirchhof starrten lange Zeit Sargtrümmer und Todtengebeine hervor, bis in der Nacht zum 4. Februar 1826 der Rest des Gottesackers von der Flut hinweggerissen wurde. Graf Jo-

Hann von Oldenburg baute um 1600 den über zweihundert Fuß hohen Thurm, der in seinen verschiedenen Stockwerken als Leuchthurm, Kirche und Raum für Strandgut diente; denn was von dem Gute Schiffbrüchiger in die Hände der Insulaner fiel, galt diesen als rechtmäßige Beute; wobei natürlich die Gefahr sehr nahe lag, daß die guten Wanger-Oger einem in Noth befindlichen Schiff nicht zu Hilfe eilten, um dem Schicksal, das ihnen vielleicht reiche Geschenke vorbereitete, nicht vorzugreifen. Es sind kaum achtzig Jahre her, daß der Pfarrer von Wanger-Oge sonntäglich mit seiner Gemeinde in aller Andacht „für einen gesegneten Strand“ betete. Solche insularische Anschauungen über Mein und Dein erscheinen freilich dem Binnenländer seltsam genug. Unter Johannis Regierung geschah es auch, daß alterthümliche Münzen und Geräthschaften auf Wanger-Oge ausgegraben wurden. Der Fund wird dahin erklärt, daß der vom Sturm an die Küste der Insel verschlagene Germanicus hier verweilt habe, um seine Schiffe ausbessern zu lassen. Unter Johannis Sohn Anton Günther war die Insel noch anderthalb Meilen lang und eine Viertelmeile breit. Sie besaß noch immer viel schönes Weideland; ja, man zählte 1730, also hundert Jahre später, noch 202 Matt fette Weide und 70 Matt geringere.

Aber nun schritt das Verderben rasch heran, und je höher die Deiche des Festlands wuchsen, desto schlimmer verfuhr die See mit den ungeschützten Inseln. Die Weiden wurden mehr und mehr übersandet, und die Viehzucht der Wanger-Oger beschränkte sich auf immer kleinere Strecken.

Unterdessen war Jeverland an die Fürsten von Anhalt-Zerbst gekommen, während sich die Grafschaft Oldenburg zu einer dänischen Provinz erniedrigt sah. Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst suchte die Verödung Wanger-Oges zu bekämpfen; quer durch die Insel zog er in Schlangenlinien Zäune aus Strauchholz, um den Sand aufzufangen, und pflanzte den Sandhafer*) an, welcher merkwürdige, viele Ellen lange Wurzeln mit Häkchen treibt, wodurch man die Dünen fest zu machen und mit Vegetation zu bekleiden hoffte. Aber die Gewalt des Elements erwies sich stärker als die Hand der Menschen: seit 1776 ist kein Heu mehr auf der Insel gemacht worden. Natürlich gerieth hierdurch die Viehzucht in gänzlichen Verfall, und die Einwohner sahen sich großer Armuth Preis gegeben. Um ihnen aufzuhelfen, schoß ihnen der Fürst Geld zu Schiffen vor, und bis auf den heutigen Tag sind Frachtfahrten auf der Nord- und Ostsee und auf den benachbarten Strömen die Hauptbeschäftigung der Männer auf Wanger-Oge geblieben. Auch ließ er geräumige Kasernen herrichten und legte Soldaten auf die Insel. Als das Haus Anhalt-Zerbst 1793 ausstarb, kam die Herrschaft Jever als Kunkellehen an die Kaiserin Katha-

*) Auch Sandhaargras, Helm oder Nothwurzel (*elymus arenarius*) genannt.

rina die Zweite, bekanntlich eine Prinzessin von Zerbst, und Rußland gewann hierdurch einen Fuß in Deutschland, wornach Peter der Große vergebens gestrebt hatte. Indessen trat Alexander 1807 im tilfiter Frieden die deutsche Herrschaft an Holland ab, und Jever mußte Napoleons Bruder Ludwig huldigen.

In jener Zeit, wo der französische Kaiser die große Handelsperre gegen England errichtet hatte, erwarben die Wanger=Dger schönes Geld, indem sie an dem großen Schleichhandel Helgolands, das die Briten zur Hauptwaareniederlage gemacht hatten, eifrigen Antheil nahmen. Als aber Napoleon 1810 Holland dem Kaiserreich einverleibte, und die Grenzen des letzteren bis Lübeck ausdehnte, wurde unsere Insel von den Franzosen besetzt und der Verkehr mit England unterbrochen.

Endlich kehrten 1813 Oldenburg und Jeverland zu dem angestammten Fürstenhause zurück. Herzog Peter Friedrich Ludwig war eifrig bemüht, die seinem Lande von der Hand des fremden Despoten geschlagenen Wunden zu heilen, wenn auch in der Verwaltung Rückschritte Statt fanden. Nun geschah auch unserer Insel manches Gute; es wurde nicht nur in der Nähe derselben eine Austerbank angelegt, sondern auch, im Jahr 1819, das bekannte Seebad errichtet, welches seitdem vielen Tausenden Gesundheit und herrliche Erfrischung gewährt, den Wanger=Dgern aber eine ganz neue Quelle des Erwerbs eröffnet hat. Im Jahr 1810 erbaute Großherzog Paul Friedrich August einen Leuchthurm von 74 Fuß Höhe auf der Mitte der Insel. Die besseren Verhältnisse der Insulaner machten sich bald fühlbar. Statt der elenden Hütten mit Wänden aus Klei, mit Dächern aus Stroh und drei Thüren nach drei Seiten, von denen nur jedesmal die geöffnet wurde, welche der Windseite am entferntesten lag, entstanden jetzt Häuschen aus Ziegelsteinen, die eher geeignet waren, Winters ein Schirm gegen den Sturm zu sein und Sommers Badegäste aufzunehmen.

Zur Zeit, als wir die Insel besuchten, hatte sie in der Richtung von Westen nach Osten eine Stunde, in der Richtung von Norden nach Süden nur wenige Minuten Ausdehnung. Diese schmale Gestalt gab schon damals der Befürchtung Raum, daß ein heftiger Sturm sie zerreißen könne.

Wanger=Dge ist ein Sandfeld mit größern und kleinern, theils kümmerlich begrüntem, theils ganz nackten Hügeln, welche von Sturm und Wind aufgeworfen worden sind. Um ihre Häuser pflanzen die Einwohner Kartoffeln und Mohrrüben, welche, durch hohe Umwallung gegen Versandung geschützt, bei guter Düngung gedeihen. Uebrigens liegt der Sand in den flachern Theilen der Insel nicht tief. Noch zu Anfang des Jahrhunderts rühmte man die mangelroger Kirschen, welche portugiesischen Ursprungs waren. Was wir von Obstbäumen bei dem Conversationshause und der Predigerwohnung sahen, waren sehr kümmerliche Reste. Ueberhaupt gelangt die Kirsche im ganzen

Herzogthum nur schwer zur Reife, während man in Gärten gute Aepfel- und Birnensorten hat. Wanger-Oge ist im Ganzen baumlos; die heftigen Stürme, welche über die Insel fegen, dulden diesen Schmuck der Landschaft nicht; namentlich sollen die nordwestlichen Winde jungen Zweigen den Tod bringen. Nur niedriges Weidengestrüpp und verkrüppelter Hollunder — der Pöbel unter den Baumgeschlechtern, der sich demüthig vor dem Sturm krümmt — fristet hier sein trauriges Leben. Dennoch ist das Klima nicht so unfreundlich, als man denken sollte; kühle Sommer und milde Winter sind überhaupt diesen Küsten eigen. Große Kämpfe hat man öfters mit dem Winde zu bestehen, der so stark werden kann, daß man, um die Ecke bieugend, plötzlich wie vor einer Wand steht und schlechterdings nicht mehr weiter zu kommen vermag. Uebrigens erkältet man sich, was anfangs allen Badegästen auffällt, auch bei rauhem Wetter nicht leicht, weil der Wind nicht scharf und trocken, sondern feucht und mit Salzwassertheilchen erfüllt ist. Im hohen Sommer, wo die Sonne nur sehr kurze Zeit unter dem Horizont verweilt — zur Zeit der „hellen Nächte“, wie es im oldenburger Kalender heißt — ist wenig Abkühlung möglich. Brütet dann die Hitze der Hundstage auf diesen Sandflächen und Dünen, so leidet man — zumal in den engen Stübchen der Schiffer und bei dem Mangel an Schatten — sehr. Zum Glück pflegen diese windstillen, glühenden Tage nicht anzuhalten; schnell erhebt sich wieder die reine, kräftige Luft, die schon allein eine treffliche Kur ist.

Die Gewitter auf Wanger-Oge beginnen meist mit heftigen, gefährlichen Windstößen; sie pflegen rund um die Insel zu ziehen und entladen sich dann mit großer Gewalt. Im Winter wird nur dann strenge Kälte fühlbar, wenn die Insel ringsum in Eis eingeschlossen ist, was selten geschieht, da bekanntlich Seewasser nur schwer gefriert; bleibt das Meer offen, so lindern dessen Ausdünstungen die Strenge der Witterung. Brunnen gräbt man natürlich überall mit Leichtigkeit; sie liefern, auch auf den Sandbänken, ein reines, klares, durch den Sand geläutertes Wasser, das aber ohne Geist ist. Wer erforschen will, was Dünen sind, der findet auf Wanger-Oge reiche Gelegenheit dazu. Diese aus dem feinsten Sande bestehenden, durch Quereinschnitte scharf gegliederten Hügelzüge von dreißig bis funfzig Fuß Höhe laufen, durch Längenthäler voneinander geschieden, in gleicher Richtung hintereinander her; gegen das Meer fallen sie steil ab, während sie gegen das Land weniger schroff geneigt sind. Gelingt es der Pflanzenwelt nicht, Fuß auf ihnen zu fassen: so bleiben sie ein Spiel des Windes und ändern ihre Schichtungen, indem die alten Gipfel oder Firsten einbrechen und neue sich bilden. Da die heftigsten Winde von der See her kommen, so wandern auf diese Weise die losen Dünen immer weiter ins Land hinein, und der Raub des Meeres an der Feste ist ein doppelter: auf nassem und auf trockenem Wege. So gibt es z. B. an der Küste des atlantischen

Oceans, wo bei der Heftigkeit der Stürme und der Wucht der Wassermassen Dünen von zweihundert Fuß Höhe aufgeworfen werden, Gegenden, welche in einer Ausdehnung von sechs Stunden durch die vorrückenden Dünen zur Wüste geworden sind, und wie man am östlichen Abhang des Vesuv Dörfer trifft, von denen nur noch die Dächer aus dem schwarzen steinernen Lavagrabe hervorragen: so sieht man in der Bretagne und in Südfrankreich große Striche, wo Häuser und Ortschaften durch Dünenwanderung untergegangen sind, und nur noch ein paar Kamine oder einen Kirchturm wie Finger aus dem Sandmeer hervorstrecken*). Die wangeroger Dünen sind nicht so mächtiger Art. Man findet die höhern Hügelzüge am Nordrand bis weit in den Osten der Insel, wo diese Rücken aus Flugsand eine förmliche Wüste bilden, deren Anblick das Gefühl unsäglicher Einsamkeit erweckt. Hier ist das weite, nur selten von dem Fuß eines Menschen betretene Reich der Strandvögel, deren Eier in den Einschnitten der Sandhügel ein weiches Bett finden. Sonst hauste auch das wilde Kaninchen in den wangeroger Dünen, wo es, nach seiner Art, tiefe, weitverzweigte Gänge grub.

Die französischen Kriegshäfen und ihre Werften.

1. Die fünf Häfen.

In einem frühern Artikel d. Bl. wurde mit einigen Worten der trefflichen Einrichtung der französischen Kriegshäfen gedacht. Jetzt, wo beim Hinblick auf die italienische Frage ein Krieg zwischen den beiden Westmächten von Woche zu Woche möglicher erscheint, wo mindestens beide Mächte auf eine Weise rüsten, welche die Möglichkeit eines solchen Kriegs als nahe voraussetzt, wird es von Interesse sein, die Meinung eines, nach eigener Erfahrung urtheilenden Engländers über jene Häfen und die Thätigkeit ihrer Werften zu vernehmen. Wir meinen das sechste Capitel von Buxts „Navies of the world“, aus dem wir das Folgende im Auszug mittheilen.

Cherbourg, für England der wichtigste französische Kriegshafen, liegt nur 63 englische Meilen von den Needles und nur 70 von Portsmouth entfernt, so daß die Baletta, allerdings einer der schnellsten Dampfer der englischen Marine, die Strecke von hier bis zu diesem britischen Hauptkriegshafen in 4 Stunden 48 Minuten zurücklegen konnte. Es liegt an einer Bucht, die

* Saint Paul de Leon in der Bretagne.